

Heidelberger Volksblatt.

Nr. 87.

Mittwoch, den 30. Oktober 1872.

5. Jahrg.

Er scheint Mittwoch und Samstag. Preis monatlich 12 kr. Einzelne Nummer à 2 kr. Man abonniert in der Druckerei, Schloßstraße 4 und bei den Trägern. Auswärts bei den Landboten und Postanstalten.

Die Zuchthäuslerin.

Novelle von J. Krüger.

(Fortsetzung.)

Herr von Handorf sah ihr kopfschüttelnd nach. Er konnte nicht begreifen, welche Ursache diesem stürmischen Ausbruche der Liebe und des Schmerzes zu Grunde lag.

„Marie ist krank,“ murmelte er, „und wenn sie es zehnmal läugnet, es ist doch so. Ich muß einmal Ernst machen und den Doktor für sie kommen lassen. Hätte sie mich nicht so flehendlich gebeten, es nicht zu thun, es wäre längst geschehen.“

Als das weinende Mädchen wieeer bei der mütterlichen Freundin war, rief sie schmerzlich aus:

„Ach, mir ist das Herz fast gebrochen, als ich den theuren Greis zum letzten Male umarmt. Ist mir doch in diesem Augenblick ein zweiter Vater gestorben; denn ich werde ihn nie mehr sehen, nie wieder seine liebevolle Hand an meinen Wangen fühlen. Es war ein Glück, das keine Worte zu nennen vermögen! Und das Alles unschuldig einbüßen müssen! O, das thut weh! Das ist mehr, als ich zu tragen vermag!“

Die Gouvernante versuchte sie zu trösten.

„Wärfst Du Schuld an dieser Trennung,“ sagte sie, „dann würde das Weh in Deiner Brust noch herber sein. Den Schmerz der Unschuld wird die allmächtige Zeit lindern. Drum fasse Dich, mein theueres Kind. Eine heilige Pflicht liegt Dir noch ob, Abschied von der Stätte zu nehmen, wo Deine Eltern und Geschwister ruhen, wo Deine Freundin Bertha schläft. Komm, laß uns gehen. Wir müssen bis acht Uhr zurück sein, da die gnädige Frau Dich möglicher Weise noch zum Vorlesen rufen lassen kann.“

Marie willigte ein.

Beide Frauen langten nach zehn Minuten auf dem Friedhofe des Dorfes an.

Gut kniete Marie am Grabe des Vaters nieder und flehte in leisem, aber inbrünstigen Gebete den Himmel an, der sich bis dahin so gnadevoll gegen sie erwiesen, ihr auch auf der neuen Lebensbahn, die sie zu betreten im Begriff, seinen Schatz nicht zu entziehen und über ihre Pflegeeltern den reichsten Segen zu ergießen.

Dann schritt sie mit der Gouvernante der Handorfschen Familiengruft zu.

„Gute Bertha,“ flüsterte sie, fast möchte ich Dein Loos beneiden. Kein Wunder, keine Kränkung quält Dein weiches Herz mehr; das meine aber zittert bang der Zukunft entgegen.

Wenn ich in die Nacht hinausblide, so ist mir, als thürnten sich in meiner Nähe dunkle, gewitterschwere Wolken auf, aus deren Schooße der böse Dämon hervorsteht, der mich in meinen Träumen so furchtbar geängstigt hat.

Vom Friedhofe aus begaben sie sich in's Dorf.

Marie wollte noch einmal das kleine Schulhaus sehen, wo ihr armer kranker Vater gewaltet und gelehrt, wo sie oft mit Bertha zu seinen Füßen gesessen und den schönen lehrreichen Geschichten gelauscht hatte, die er so klar und mit sanftem Tone, zu erzählen pflegte. In diesem Hause wohnte jetzt schon lange ein neuer Lehrer. Marie hatte ihn schon oft gesehen, aber niemals mit ihm gesprochen. Der Mann hatte ein finsternes grämliches Aussehen. Aus diesem Grunde fühlte sie sich nicht zu ihm hingezogen und hatte deshalb das Schulhaus, seitdem er sich dort einwohnte, nicht wieder betreten.

Auch jetzt ging sie nicht hinein. Sie blieb ein paar Schritte davon entfernt stehen, blickte lange und wehmüthig nach den niedrigen Fenstern der Schulstube und trat dann endlich mit gesenktem Kopfe mit der mütterlichen Freundin den Nügweg nach dem Schlosse an.

Als Beide wieder, auf ihrem Zimmer waren, verfügte sich Fräulein Herbert in ihre Schlafkammer, wo die bereits gepackten, aber noch unverschlossenen Koffer standen. Sie waren offen geblieben, weil die Gouvernante vor der Abreise noch verschiedene Kleinigkeiten hineinzulegen hatte.

Während sie sich dort beschäftigte, setzte Marie sich an den Tisch und schrieb unter heißen Thränen einen Abschiedsbrief an ihre Pflegeeltern. Die wenigen Zeilen, die sie auf das Papier warf, athmeten die glühendste Dankbarkeit, verbunden mit den heißesten Segenswünschen für ihre Zukunft. Für ihre Flucht gab sie keinen anderen Grund an, als daß ein ihr feindliches Geschick, welches aber ewig geheim bleiben mußte, sie dazu zwänge. Sie flehte für sich und ihre Erzieherin um Verzeihung und schloß damit, daß sie die ihr erzeigten Wohlthaten niemals vergessen werde.

Diesen offenen Brief legte sie in ihr Schreibpult, in der sicheren Voraussetzung, daß derselbe erst dann in die Hände ihres Pflegevaters oder seiner Gemahlin kommen werde, wenn der Wagen sie schon weit hinweggetragen.